

Kubandt, Melanie & Schütz, Julia (Hrsg.) (2020). *Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Barbara Budrich. 290 S.

Melanie Kubandt und Julia Schütz formulieren in ihrem Herausgeberwerk den Anspruch, eine «Gesamtschau» zu bieten, «wo und wie Geschlecht aktuell empirisch innerhalb der Erziehungswissenschaft zum Thema wird» (S. 12) und das ohne «epistemologisches Primat». Das heisst, sie nehmen sowohl Forschungen aus dem Bereich der empirisch-quantitativen Sozialforschung (Kap. I) als auch Projekte, die empirisch-qualitativen Ansätzen verpflichtet sind (Kap. II), auf. Ergänzt wird der Band durch Beiträge zur theoretischen Weiterentwicklung von ‚Geschlecht‘ (Kap. III). Die Mehrzahl der insgesamt vierzehn Beiträge lassen sich der qualitativen Sozialforschung zuordnen (acht Beiträge). Deswegen wird das zweite Kapitel in vier methodische Abschnitte geteilt: Beiträge zu ‚interpretativen Verfahren‘ (Rekonstruktion von Geschlechterverhältnissen), Ethnographie und Diskursanalyse werden um eine Abhandlung über die «Gefahr der Reifikation» ergänzt. Anknüpfend an die Tradition der Geschlechterforschung kann man mit Gudrun-Axeli Knapp die methodologische Herausforderung der Geschlechterforschung so benennen: Was meint die Rede von ‚Geschlecht‘ (vgl. S. 9)?

In den Beiträgen werden Forschungsprojekte mit dem Schwerpunkt auf methodische und methodologische Aspekte präsentiert, und ich diskutiere im Folgenden einige übergreifende Themen, die die Herausforderungen im Feld der Geschlechterforschung charakterisieren. Erstens muss man sich mit Knapp fragen: Worauf referiert Geschlecht? Und nach der Lektüre lautet die Antwort: Es gibt nahezu so viele Konzepte wie Beiträge. Berner, Rosenkranz und Schütz kommen in ihrem Beitrag über «Geschlecht als Variable in der quantitativen Bildungsforschung» kurz und bündig zum Schluss, dass den Befunden in empirischen Forschungen «die Annahme eines gemeinsam, gesellschaftlich geteilten Verständnisses von Geschlecht zugrunde» (S. 28) liege, wenngleich politische Debatten über die Anerkennung eines dritten Geschlechts die Kriterien Eindeutigkeit, Exklusivität und Exhaustivität der Variable Geschlecht herausfordern. Dagegen ist in Projekten der qualitativen Sozialforschung ein geteiltes Verständnis von Geschlecht nicht die gemeinsame Grundlage, sondern Ausgangspunkt einer Problematisierung. Geschlecht wird als «herzustellende Leistung» begriffen, wie Cremers, Klingel und Stützel am Beispiel von Gruppendiskussionen mit Kita-Teams zeigen, und von der Heyde spricht in ihrer Studie über Ultragruppen von einem «Praxiskomplex», der sich nicht nur auf Interaktionen, sondern auch auf die Körper der Akteur*innen bezieht. Man sollte in der Vielfalt von Geschlechterkonstruktionen keine theoretische Schwäche sehen, solange empirische Studien die Potenziale und Limitationen ihrer theoretischen Verortung benennen. Gerade von einem Band, der beabsichtigt, Brücken zwischen unterschiedlichen Paradigmen zu bauen, wäre es ein Erkenntnisgewinn

der theoretischen Beiträge gewesen, Differenzen zwischen Geschlechterkonzepten, die Verknüpfung zwischen Interaktionsanalysen und Ungleichheitsstrukturen oder Unterschiede innerhalb von Geschlechtergruppen zum Gegenstand konzeptueller Weiterentwicklungen zu machen.

Ein zweiter Themenbereich lässt sich unter dem von den Herausgeberinnen gewählten Stichwort «Gefahr der Reifikation» diskutieren. Sie wird in zahlreichen Beiträgen beschworen. In einer ethnographischen Studie über «Männlichkeit unter Bedingungen gesellschaftlicher Prekarität» (S. 144ff.) fordert Studer (wie viele andere Autor*innen) einen reflexiven Forschungsprozess (den von der Heyde mustergültig einlöst), um nicht bestehende Vorstellungen über das zu untersuchende Feld zu reproduzieren. Hülshoff wiederum warnt in einem Reviewbeitrag zum schulischen Wohlbefinden vor einer «übermäßigen Verallgemeinerung, Verabsolutierung bzw. Homogenisierung auftretender Geschlechterunterschiede» (S. 76). Geschlechterforschung sei hier in einem Dilemma: Eine Differenzierung nach Geschlechtern könne unentdeckte Zusammenhänge sichtbar machen und damit zu einer gerechteren Gesellschaft beitragen (Berner, Rosenkranz & Schütz, S. 39), aber dies könne auch zu einer Stabilisierung von Zweigeschlechtlichkeit und stereotypem Denken beitragen. Man müsse, so Sabla und Hontschik, das «Denkschema» zuerst anerkennen, um es bearbeitbar zu machen und «den Möglichkeitsrahmen über einen heteronormativen Rahmen hinaus zu eröffnen» (S. 229).

Das sind hehre Worte, und davon gibt es viele in diesem Band und fast notgedrungen ziehen sie Enttäuschungen bei der Lektüre empirischer Analysen nach sich, in denen stereotypes Alltagswissen über Geschlecht(er) in wissenschaftlichem Gewand wiederkehrt. Hier macht sich das Fehlen feministischer Gesellschaftstheorie schmerzlich bemerkbar. Sie müsste ein unverzichtbarer Bestandteil erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung sein.

Prof. Dr. Edgar Forster, Universität Freiburg